

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 11

Artikel: Ein vergessenes Jubiläum: Fünfzig Jahre Wilwestfilm
Autor: Scherer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

betrat, streifte ich an der Schwelle meine Sandalen ab. So gelang es mir, geräuschlos bis zur nächsten Türe vorzudringen, hinter der ich die Ursache jenes rätselhaften Tongestammels vermutete. Auch sie war nur angelehnt; durch den sich behutsam verbreiternden Spalt gewahrte ich die bedrohlichen Umrisse eines Konzertflügels, und davor — steif und leblos wie eine Marionette — Madame Bonjour! Noch nie hatte ich sie ohne Hut und Schleier gesehen. Ihr Gesicht, von unordentlichen Haarsträhnen umfranst, erschien mir fahler und lebloser als sonst. Um ihren Mund, dessen Lippen sich mechanisch bewegten, lag ein Lächeln, das, bei aller Entrücktheit, etwas beinahe Grausames hatte. Aber diese Grausamkeit war gewissermassen nach innen gekehrt... Wie hypnotisiert verharrte ich auf meinem Posten; hypnotisiert vor allem durch die Bewegung jener durchscheinenden Hand, die — zu einem unheimlichen Mechanismus erstarrt — dieses nicht enden wollende Pendeln zwischen zwei Tönen hervorbrachte.

Ich weiss nicht, wie lange ich so gestanden hatte, als aus einem abgelegenen Teil des Hauses ein Dröhnen sich bemerkbar machte (das ich erst viele Jahre darnach als das Vibrieren eines Gongs identifizierte). Fast gleichzeitig erschien im gegenüberliegenden Eingang eine Schwester mit gestärkter Haube. Mich enger hinter den Türpfosten zurückziehend, konnte ich sehen, wie sie der Kranken von hinten die Hand auf die Schulter legte, während sie ihr auf Französisch etwas zuraunte. Die Angeredete schien von dieser Störung keine Notiz zu nehmen, doch sträubte sie sich nicht, als die Schwester behutsam ihre Finger von den Tasten löste und sie sanft vom Stuhl zog. Gleich

einem Medium, mit geschlossenen Lidern, trippelte sie am Arm der Schwester dem Ausgang zu.

Jetzt erst, da die quälende Musik verstummt war, lockerte sich die Spannung, die mich an jenen Türpfosten gebannt hielt. Ich bekam in jenem Augenblick zum allererstenmal etwas von jener Willkür zu spüren, mit der ein undurchschaubares Schicksal den Menschen an unbekannte Mächte auszuliefern imstande ist.

Als hätte meine Einbildungskraft es darauf abgesehen gehabt, diese Empfindung ins Visionäre zu steigern, verwandelte sich der verstummte Konzertflügel in ein zähnefletschendes Ungeheuer, das mich auf der nun einsetzenden, angstgepeitschten Flucht hartnäckig zu verfolgen schien. Die Glieder, von der lang anhaltenden Spannung noch wie gelähmt, gehorchten nur widerwillig dem Kommando meines jäh erwachten Selbsterhaltungstriebes. Als ich in beschwerlicher Hast die Allee erreichte, merkte ich, dass ich auf blossen Strümpfen lief. Obwohl die spitzen Kiesel sich schmerzhaft an meine Fusssohlen hefteten, durchjagte ich den Park in wildem Galopp und nichts in der Welt hätte mich dazu bewegen können, an jenen Ort zurückzukehren.

Von Stund an mied ich den Weg, der an dem schmiedeisenernen Tor mit den Löwenköpfen vorbeiführte. Kaum zwei Wochen waren seit jenem Erlebnis vergangen, als eine Anzeige im Lokalblatt meldete, dass Madame Bonjour nach langer, tragischer Krankheit zur letzten Ruhe eingegangen sei. Diese Nachricht stimmte mich beinahe froh — denn ich wusste nun, dass es Dinge gibt, die man mehr zu fürchten hat als den Tod.

Erna Heller.

Ein vergessenes Jubiläum:

Fünfzig Jahre Wildwestfilm

Im Jahre 1903 drehte Erwin S. Porter in New Jersey einen Wildwestfilm. Er hiess: «Der grosse Eisenbahnraub» und dauerte zwölf Minuten. Darin raubt eine Bande einen Eisenbahnzug aus, wird vom Sheriff und seinen Gehilfen verfolgt und nach einer wilden Schiesserei ausgerottet.

Und damit war der Wildwester geboren worden.

Nun ist er also ein stattlicher Fünfziger. Ein Film in den besten Jahren. Er hat reden, singen und knallen gelernt und sogar Farbe angenommen.

Aber trotz seiner technischen Entwicklung ist er geistig ein wenig zurückgeblieben. Er gebärdet sich noch immer, als ob er in den Kinderschuhen stecke.

Es gibt natürlich Ausnahmen. So hat John Ford einige ganz prachtvolle Wildwester geschaffen — ebenso der Regisseur Fred Zimmermann, dessen letztes Werk «High Noon» durch die menschliche Vertiefung weit über die gewöhnlichen Wildwester hinaus weist.

Aber das sind Ausnahmen. Der typische Wildwester ist viel einfacher. Seine Regisseure halten sich noch heute an das bewährte grossväterliche Rezept und kochen nach ihm die Handlung.

Da ist der Held. Verwachsen mit Pferd und Revolver. Ein Mann vom Scheitel bis zum Sattel. Seine Faust ist Dynamit, das auf dem Kinn des Gegners explodiert, dann aber merkwürdigerweise als Schlafmittel wirkt: wen es trifft, der überschlägt sich und schläft ein. Und wie der Held schlägt, so schießt er. Waffen und Ziel scheinen identisch. Es gibt daneben keinen leeren Raum. Nur den Anführer trifft er nicht. Weil sonst der Film zu Ende wäre, bevor er seine zeitliche Distanz erfüllt hat.

Da ist die Heldin. Eine wandelnde Propaganda für kosmetische Artikel. Mimosenhaft zart und dennoch das Knallen der Revolver nicht scheuend. Ihre Dauerwellen überdauern alles: Gefangenschaft, wilde Ritte und abgewiesene Küssversuche.

Zu ihnen gesellt sich der Bösewicht, der Mann, der es einfach nicht ausstehen kann, dass andere Leute leben. Darum treibt er mit seinem Revolver Bevölkerungs- besser gesagt: Entvölkerungspolitik, bis es ihn, der heimlich ein hämisch grinsender Bösewicht und öffentlich ein solider Bürger ist, selber trifft. Und als letzte Hauptfigur: der komische dicke Mann, der in das Dunkel der Spannung helle Lachflecken malt. Ihm passiert immer etwas: bald stolpert er, bald rutscht er vom Pferd, bald setzt er sich in einen Kaktus, kurz er dient dem Helden als Blitzableiter für die Tücke der Objekte.

Das also ist der Wildwester, frisch von der Stange gedreht. Die Handlung rieselt wie ein dünnes Bächlein, ihr fehlen die Wirbel und das Gefälle der Gags. Fäuste, Schüsse und Küsse — darum dreht sich alles, was gedreht wird. Immer brennen Pferde mit einer Postkutsche durch. Die Heldin sitzt darin. Der Held hält sie auf. Die

Pferde, nicht die Heldin. Diese später. Dann Spielsalons, O-Beine, baumelnde Revolver, Cowboys, Pferde, ein Sheriff, Bösewichte — ein Held, der der Gerechtigkeit mit Schüssen auf die Beine hilft, indem er die Schurken mit Schüssen von den Beinen wirft.

Aber wir wollen den Jubilar nicht moralisierend betrachten. Gewiss, er macht gerne in Schwarz-Weiss-Malerei. Er ist eben ein Kind geblieben. Und er gebärdet sich nicht intellektuell, er erzählt Märchen, in denen statt der Drachen und Hexen einige Räuber vorkommen, und statt des Ritters ein Cowboy. Und wenn er auch tut, als seien diese Märchen wahr — daneben scheint er manchmal doch vergnügt zu blinzeln, wie wenn er sagen wollte: nehmt's nicht zu ernst! Darum hat auch, mögen in ihm in den fünfzig Jahren schon viele Tausende erschossen worden sein und viele tausend Fäuste auf Kinns geknallt haben, darum hat auch, so fahren wir fort, das Sterben in ihm etwas Zufälliges, und es fällt oft schwer, an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Knallen eines Revolvers und dem zu Boden fallen eines Mannes zu glauben. Gerade wegen der Selbstverständlichkeit, mit der in diesen Filmen gestorben wird, verliert das Sterben das Grausame und Grausige. Es ist unwirklich und ohne Zusammenhang mit unserem Leben: die Heldin mit dem süßen Augenaufschlag, der Held mit dem bitteren Faustniederschlag, der Schurke, der einfach seine ihm vom Regisseur aufgebürdete Pflicht, ein Schurke zu sein, treu und bieder erfüllt, dieses ganze Sterben, Schiessen, Reiten und Küssen; es fehlt ihm, wenn nicht ein grosser Regisseur es gestaltet, das Ergreifende; die Erschütterung reicht nicht unter die seelische Epidermis. Und so wird denn vermutlich auch noch weitere fünfzig Jahre im Wildwestfilm geschossen, geschlagen und geküsst — es nimmt kein Ende. Weil es immer wieder Menschen gibt, die diese Märchen lieben. Peter Scherer.